

Fairer Wettbewerb in Sport und Wissenschaft

Frank Meier

1. Einleitung¹

Wettbewerb – und Konkurrenz² – erfreuen sich seit einiger Zeit in Sozial- und Kulturwissenschaften gesteigerter Aufmerksamkeit (Rosa, 2006; Jessen, 2014; Kirchhoff, 2015; Werron, 2015; Mayer, 2019; Stark, 2020; Arora-Jonsson et al., 2020, 2021). Auch wenn Wettbewerb in der Literatur oft kurzsinnig mit Ökonomie, Verwettbewerblichung mit Ökonomisierung assoziiert wird, ist eine solche Verbindung keineswegs zwingend. Wettbewerb kann als ebenso typisch für die Kunst (Preda, 2021) oder eben den Sport gelten.

Dieser Beitrag macht es sich zu Nutze, dass sich der Sport – zunächst das Feld selbst – in besonderer Weise die Fairness des Wettbewerbs zum Problem gemacht hat. Welche Einsichten lassen sich aus dem Sport und seiner soziologischen Untersuchung für die Analyse fairen Wettbewerbs in der Wissenschaft gewinnen? Dieser Frage sollen sich einige vorsichtige Sondierungen annähern. Diese »Probebohrungen« (Foucault 1983, S. 7) sollen moralisch aufgeladene normative Regeln der Angemessenheit in den Blick nehmen, die sich auf die Frage eines adäquaten Leistungsvergleichs beziehen.

Gegenstand dieses Beitrags ist Fairness *des* Wettbewerbs, nicht Fairness *im* Wettbewerb. Es geht also nicht darum, Erwartungen an faires Verhalten zu rekonstruieren, die an Wettbewerbsteilnehmerinnen adressiert werden. Vielmehr steht die Fairness des Wettbewerbs selbst im Fokus. Das schließt nicht

-
- 1 Die Forschung zu diesem Beitrag wurde im Rahmen des Projekts »Fächer im Wettbewerb« (Projektnummer 447967785) im Rahmen der Forschungsgruppe »Multipler Wettbewerb im Hochschulsystem« durch die DFG gefördert.
 - 2 Ich behandle hier Konkurrenz und Wettbewerb als synonym. Differenzierungen der beiden Begriffe sind keineswegs grundsätzlich unplausibel, haben sich im deutschen Sprachgebrauch jedoch nicht klar etabliert. Zudem werden im Englischen beide Begriffe üblicherweise gleichermaßen mit »competition« übersetzt.

aus, dass Wettbewerbe dann als unfair erachtet werden, wenn sie so gestaltet sind, dass sie unfaires Verhalten systematisch belohnen.

Es geht auch nicht um die Frage, ob es fair ist, den Zugang zu knappen Resourcen über Wettbewerb zu regeln. Vielmehr soll gefragt werden, welche Anforderungen an einen konkreten Wettbewerb gerichtet werden, damit dieser als legitim anerkannt wird. Wiederum schließt dies nicht aus, dass konkrete kritische Anfragen an die Fairness den Wettbewerb grundsätzlicher in Frage stellen können und womöglich sogar genau darauf abzielen. Wer das Spezifischere kritisiert, mag das Allgemeinere meinen.

Schließlich geht es nicht darum, eigene Urteile über die Fairness eines Wettbewerbs abzugeben. Vielmehr soll, im Modus der Beobachtung zweiter Ordnung, die soziale Konstruktion von Fairness in den Blick genommen werden. Das freilich sollte sich aus dem Gesagten bereits ergeben und sich im Kontext dieses Bandes ohnehin von selbst verstehen.

Das, was als fairer Wettbewerb gilt, so die Grundannahme dieses Beitrags, ist Leistungswettbewerb. Damit soll nicht gesagt werden, dass jeder Wettbewerb, der Leistungswettbewerb ist, als fair gilt, wohl aber dass Abweichungen vom Leistungsprinzip typischerweise als unfair erachtet werden oder genauer: dass zentrale moralisch aufgeladene Konfliktlinien über die angemessene Gestaltung von Wettbewerb sich auf solche Abweichungen beziehen. Ein Element soll dabei fokussiert werden: Leistung ist Leistung im Rahmen eines als plausibel und legitim anerkannten Vergleichshorizonts.

Der Beitrag kann damit zum einen an neuere organisationswissenschaftliche Beiträge zum Thema Wettbewerb anschließen (Arora-Jonsson et al., 2020, 2021), die, hier an eine der Kerneinsichten der so genannten Neuen Wirtschaftssoziologie zur Konstitution von Märkten erinnernd, Wettbewerb nicht als gegeben oder sich zumindest unter bestimmten strukturellen Bedingungen naturwüchsigt ergebend voraussetzen, sondern nach den Prozessen seiner sozialen Konstruktion fragen. Dabei treten insbesondere Akteure – nicht zuletzt Organisationen – in den Blick, die aktiv an der Wettbewerbskonstruktion beteiligt sind.³

³ Dabei griffe es im Übrigen zu kurz, solche von den Autoren im Anschluss an Simmel (s.u.) als »Vierte« bezeichneten Akteure lediglich als *Organisatorinnen* von Wettbewerben anzusprechen. Wie wichtig diese – nicht zuletzt auch als Adressaten von Kritik – sein mögen: Arora-Jonsson und Kollegen haben hier in einem sehr viel breiteren Sinne Instanzen vor Augen, die daran mitwirken, dass Akteure sich als im Wettbewerb befindlich interpretieren.

Zum anderen kann zumindest in einem losen Sinne an die Soziologie der Kritik (Boltanski & Thévenot, 2007) angeschlossen werden, wenn es darum geht, dass Wettbewerbsordnungen mit Bezug auf übergreifende und gegebenenfalls konfigrierende Regeln der Angemessenheit gestaltet, gerechtfertigt und kritisiert werden.

Die hier vorgestellten Überlegungen zum Leistungswettbewerb stehen offensichtlich in einem Zusammenhang zum Thema Meritokratie, also zu den Debatten darüber, ob gesellschaftliche Positionen, Ressourcen und Lebenschancen in modernen Gesellschaften auf der Grundlage von Meriten vergeben werden, die unterschiedlich verstanden, aber jedenfalls von askriptiven Merkmalen (Linton, 1936) unterschieden werden, und wie das dann zu bewerten wäre (klassisch Young, 1958; Bell, 1972; zuletzt Markovits, 2020; Sandel, 2020). Auch wenn Konflikte um die Fairness von Wettbewerben oft in der einen oder anderen Weise an Diskurse über gesellschaftliche Ungleichheit rückgebunden sind, können sie darauf nicht reduziert werden.

Im Weiteren wird der Beitrag in folgenden Schritten vorgehen: Zunächst soll geklärt werden, welche Phänomene mit den Begriffen Wettbewerb und Leistungswettbewerb gemeint sind und welche analytische Perspektive auf sie eingenommen werden soll (2). Der darauffolgende Abschnitt befasst sich mit differenziellen Voraussetzungen der Leistungserbringung (3). Dann soll die Thematik des fairen Leistungswettbewerbs zunächst im Feld des Sports (4) und daran anschließend und auf den dabei gewonnenen Einsichten aufbauend im Feld der Wissenschaft (5) sondiert werden.

2. Wettbewerb und Leistungswettbewerb

Was ist Wettbewerb? Zu Klärung dieser Frage lässt sich fruchtbar an Georg Simmels Soziologie der Konkurrenz (1903, 2013) anschließen. Dieser Startpunkt ist auch deshalb hilfreich, weil er es erlaubt, Wettbewerb nicht streng mit bestimmten sozialen Feldern zu assoziieren, sondern vielmehr als allgemeine soziale Form zu fassen. Auch Simmel theoretisiert zweifellos von bestimmten Modelfällen (Krause, 2021) her (insbesondere Sport, Wirtschaft, Politik, Liebe), wählt diese jedoch differenzierungstheoretisch betrachtet heterogen.

Nach Simmel vollzieht sich Konkurrenz als Form eines indirekten Konflikts in triadischen Konstellationen. Für unsere Zwecke rekonstruiert kann man sagen: In Wettbewerbskonstellationen sieht sich ein fokales Wett-

bewerbssubjekt auf der Position Ego gegenüber Konkurrierenden auf der Position Alter in einem »Streit« um ein knappes Gut, einen Siegpreis, der von einer Identität auf der Position des Tertius kontrolliert wird. Bei diesem Dritten ist insbesondere an Individuen, Organisationen aber auch an Kollektividentität wie »der Markt«, das »Publikum«, »die Wählerinnen« zu denken. Tertius vergibt nun, so jedenfalls die Erwartung Egos, den Siegpreis auf der Grundlage einer vergleichenden Bewertung der Offerten Egos und Alters. Damit wird Bewertung zum Schlüsselmoment des Wettbewerbs⁴, denn erst die Antizipation einer vergleichenden Bewertung einer Offerte durch Tertius ermöglicht es Ego (und analog den anderen Wettbewerbssubjekten auf der Alter-Position), zu konkurrieren⁵ und nicht etwa die Zuteilung der knappen Ressource nur fatalistisch hinnehmen oder in den direkten Konflikt mit Tertius (und gegebenenfalls Alter) um das Gut eintreten zu müssen.

Was ist nun vor diesem Hintergrund *Leistungswettbewerb*? Der Leistungsbegriff stellt offenbar auf Qualitäten der Offerte ab. Dabei ist zunächst an solche Qualitäten zu denken, die für das fokale Wettbewerbssubjekt durch eigene Anstrengungen beeinflussbar sind. Ego kann konkurrieren, in dem sie die Offerte im Lichte der antizipierten Bewertungskriterien Tertius' verbessert. Die Vorstellung der Leistungssteigerung durch Wettbewerb basiert zumindest zum Teil auf der Annahme, dass Wettbewerbssituationen zu solchem Konkurrieren anreize. Allerdings ist Konkurrieren über Leistungsverbesserung nicht die einzige Option, wie beispielsweise Werner Sombarts (1927) Unterscheidung von Leistungs- und Suggestionskonkurrenz illustriert.

Im Gegensatz zu Simmel, der Konkurrenz wie gesagt als allgemeine soziale Form analysiert, geht es Sombart in seiner Kapitalismusanalyse zunächst nur um ökonomischen Wettbewerb. Leistungs konkurrenz ist für den Autor (1927, S. 557) »Konkurrenz im eigentlichen, engeren, man kann auch sagen idealen Sinne, wenn man unter Konkurrenz dem Wortsinn gemäß Wettbewerb versteht«. Und dieser Wortsinn wiederum entstammt für Sombart, den Theoretiker der ökonomischen Konkurrenz und des Kapitalismus, bezeichnenderweise dem Sport: »Das Bild ist aus der Arena genommen« (Sombart, 1927, S. 557). Es gehe um »ein ›Mit-einander-um-die-Wette-Laufen‹, bei dem

⁴ Wettbewerbskonstellationen lassen sich als Spezifikationen von Bewertungskonstellationen (Meier et al., 2016; Waibel et al., 2021) interpretieren. Vgl. in diesem Sinne auch Meier (i.E.).

⁵ Vgl. zum hier zugrunde gelegten Verständnis von Konkurrieren Kosmützky & Meier, 2023.

einer der Sieger bleibt. [...] Preisrichter ist »das Publikum« (Sombart, 1927, S. 557). Im ökonomischen Zusammenhang ist »[d]ie Leistung, deren Feststellung gilt, [...] die beste und billigste Lieferung von Waren und Diensten. Der Preis ist die Auszeichnung durch den Kauf« (Sombart, 1927, S. 557). In der idealen Leistungskonkurrenz gilt, »daß das Publikum, sachkundig und unbeeinflußt, allein bestimmt, wer Sieger im Wettbewerb auf dem Markte bleibt, ausschließlich den Leistungen gemäß« (Sombart, 1927, S. 558).

Für Sombart ist Leistung also immer Leistung in den Augen des Publikums. Immerhin gilt es verschiedene Dimensionen von Qualität, Lieferung und Preis zueinander zu relationieren. Aber auch wenn man also nicht wird sagen können, dass Leistung eine von der Beobachtung des Publikums unabhängige Eigenschaft der Offerten sei, setzt Leistungskonkurrenz für den Autor doch voraus, dass die vergleichende Leistungsbewertung des Publikums in den objektiven Merkmalen der Offerte ihren Bezugspunkt findet. Was dies bedeutet, wird in der Unterscheidung von *Leistungskonkurrenz* und *Suggestionskonkurrenz* deutlich:

Hier will der Konkurrent auf das Urteil des Kunden nicht nur durch seine Leistungen wirken, sondern strebt, ihn auf andere Weise für sich einzunehmen, indem er dessen selbstständiges Denken, die eigene Überzeugungs- und Entschlussfähigkeit möglichst auszuschalten sucht, indem er zwangsläufig die von ihm beabsichtigten Vorstellungsweisen und Gefühle im andern zu erwecken trachtet, indem er diesem mit einem Wort den Kauf »suggeriert« (Sombart, 1927, S. 558).

In der Suggestionskonkurrenz, Sombart (1927, S. 558) denkt hier – offensichtlich äußerst kritisch gestimmt – an »Reklame«, löst sich demnach die Bindung des Wettbewerbsfolgs an die Leistung. Die Konkurrenz wird so vom normativen Ideal des Leistungswettbewerbs her betrachtet problematisch.⁶ Die Wettbewerbschancen sollen schließlich nicht durch eine verbesserte Leistung, sondern durch eine zweifelhafte Intervention in die Bewertung durch das Publikum beeinflusst werden. Dort wo Leistungswettbewerb herrscht, so muss man Sombart verstehen, belohnt er Leistung im Auge eines Publikums, das sich durch »selbstständiges Denken« und »eigene Überzeugungs- und Entschlussfähigkeit« auszeichnet.

⁶ Vgl. hierzu auch die Unterscheidung von Leistung und Erfolg bei Neckel (2001).

3. Differenzielle Voraussetzungen der Leistungserbringung

Im Wettbewerb der Warenmärkte, die Sombart vor Augen hatte, bezieht sich Leistung auf eine Offerte, deren Qualitäten am angebotenen physischen Objekt selbst ablesbar sind. Das Tuch, das eine Kundin ersteht, hat eine Qualität, eine Menge, einen Preis, Lieferbedingungen. Wie diese Offerte zustande kam, ist zunächst nicht Bestandteil der Leistung selbst. Neuere wirtschaftssoziologische Forschung hat darauf hingewiesen, dass auch kommunizierte Produktionsbedingungen (»nachhaltig«, »bei Vollmond geerntet«) im Sinne Vatins (2013) zur Valorisation, also zur Anreicherung eines Gutes mit Wert (Boltanski & Esquerre, 2020) genutzt werden können (vgl. Arnold & Hasse, 2016) und mithin zu Bestandteilen der erbrachten Leistung avancieren.

Dennoch bleibt es für ökonomischen Güter-Wettbewerb – und zweifellos auch für viele andere Wettbewerbstypen – eher untypisch, Leistungen von differenziellen Voraussetzungen der Leistungserbringung her zu denken. Wir werden sehen, dass das im Sport und zum Teil auch in der Wissenschaft durchaus anders aussieht. Jenseits spezifischer narrativer Inwertsetzungen (Peetz, 2021): Ob es den Produzierenden leichter oder schwerer fällt ihre Produkte herzustellen, bestimmt in der Regel gerade nicht die Leistungen in den Augen der Kundinnen. Dass von solchen Differenzen abgesehen wird, stellt dann für die Beobachterinnen auch nicht in Frage, dass es sich um Leistungswettbewerb handelt. Freilich findet diese Indifferenz gegenüber den Voraussetzungen der Leistungsproduktion dort ihre Grenzen, wo Unternehmen ihre besseren Möglichkeiten vornehmlich zu dem nutzen, was Sombart Gewaltkonkurrenz nennt und als dritte Form neben Leistungskonkurrenz und Suggestionskonkurrenz stellt. Gewaltkonkurrenz wird bestimmt durch Praktiken, die – etwa durch aggressive Preisgestaltung – darauf abzielen, Konkurrierende aus dem Wettbewerb zu drängen. Solche »cutthroat competition« (Reynolds, 1940) gilt geradezu als Inbegriff unfairen Wettbewerbs.⁷

Leistung kann also sowohl auf das reine Ergebnis eines Prozesses der Leistungsproduktion bezogen sein, wie auf diesen Prozess selbst und seine Voraussetzungen. Für eine vergleichende empirische Perspektive, wie sie hier vorgeschlagen wird, ist die Frage nun *nicht*, wie sie es in einer normativen Perspektive wäre, wie Leistung »eigentlich« erfasst werden sollte, sondern wie sie

⁷ Vgl. hierzu auch die auf fairen Wettbewerb abzielende US-amerikanische Industriepolitik der New-Deal-Ära (etwa Taylor, 2007).

praktisch konstruiert wird. Hierauf wird im Weiteren mit Blick auf Sport und Wissenschaft zu achten sein.

4. Leistungswettbewerb im Sport

Leistungsvergleich ist konstitutiv für den modernen Sport (Stichweh, 1990), der als Wettkampfsport durch die Verschränkung von kontinuierlicher Wettkampfpraxis und fortlaufendem öffentlichen Leistungsvergleich unter den Bedingungen vereinheitlichter Regeln gekennzeichnet ist (Werron, 2010). Gerade weil der Sport den Leistungsvergleich zum Selbstzweck erhebt, können plausibel anspruchsvolle normative Anforderungen an seine Ausgestaltung gerichtet werden. Als Zuschauersport ist er zudem auf die Akzeptanz des Publikums angewiesen. Allerdings ist das Publikum nicht nur und nicht immer an Fairness interessiert. Insofern ist zu erwarten, dass auch Belange der Attraktivität für Zuschauerinnen in der Gestaltung von Wettbewerben Berücksichtigung finden, die in Spannung zu Fairnessfragen stehen können.

Theorien des Wettbewerbs lassen sich fruchtbar auf den Sport anwenden (vgl. auch Weigelin in diesem Band). Ob Wettkampfsport in *jedem* Falle im *einzelnen* Wettkampf einem »simmelschen« triadischen Modell entspricht, ist eine interessante Frage. Sie wird insbesondere dann virulent, wenn es um Disziplinen geht, in denen Leistungen nicht wie im paradigmatischen Fall des Wettkampfs (für den wohl auch nicht an Mittelstrecke gedacht wird) parallel zum Gegner, »sozusagen ohne ihn zu berühren« (Simmel 2013, S. 226) erbracht werden, sondern in direkter Auseinandersetzung gegen den Gegner: am augenfälligsten vielleicht im Kampfsport, aber auch etwa beim Fußball. Jedenfalls vertritt David Stark (2020, S. 4) die Auffassung, dass es sich beim Halbfinalespiel der Fußball-WM der Herren zwischen Brasilien und Deutschland (das er ins Jahr 2016 verlegt) nicht um triadischen, sondern um davon zu unterscheidenden agonalen Wettbewerb (*head-to-head competition*) gehandelt habe. Ohne dieser Frage hier zu viel Gewicht einzuräumen, sei zumindest darauf hingewiesen, dass es wohl zu kurz greift, das einzelne Wettkampfereignis aus dem Strom des fortlaufenden Leistungsvergleichs (vgl. wiederum und im Weiteren Werron, 2010) herausgelöst zu denken. Direkter und indirekter Wettbewerb können auch gleichzeitig stattfinden. Mit Starks eigener Unterscheidung könnte man von einer Verschränkung von *Competition* und *Competitions* sprechen.

4.1 Regeln

Sportlicher Leistungsvergleich setzt die Vereinheitlichung von Regeln voraus, zumal diese funktional nicht zuletzt auf die Vereinheitlichung durch Regeln bezogen sind. Regeln spezifizieren und vereinheitlichen, was in einem operativen sportlichen Vollzug als Leistung beobachtet und mit anderen Leistungen verglichen werden soll, sie steuern aber ebenso, welche Vollzüge zuallererst in der Wettkampfpraxis als Leistungen erbracht werden, die dann im Leistungsvergleich als äquivalent erscheinen können.

Die Bedeutung der Regeln geht aber noch weiter, zielen diese doch oft darauf ab, die Bedingungen zu vereinheitlichen unter denen Leistungen erbracht werden, etwa indem sie Sportstätten reglementieren oder angeben, unter welchen Bedingungen Wettkämpfe abgebrochen oder erbrachte Leistungen aus dem Vergleich ausgeschlossen werden sollen – zum Beispiel, wenn Leistungen wegen zu viel Rückenwind keine Anerkennung als Rekord finden. Regeln spezifizieren Leistungsvergleiche innerhalb von Sportarten, Vergleiche zwischen Disziplinen sehen sie normalerweise nicht vor.⁸

Wenn, wie unsere obigen Überlegungen nahelegen, differenzielle Bedingungen der Leistungsproduktion mitbestimmen, was als eine legitim zu erbringende Leistung im Rahmen eines Leistungswettbewerbs gilt, lohnt es sich hier genauer hinzuschauen.

Die Grundtendenz des Sports scheint zu sein, die Unterschiede in den äußeren Voraussetzungen der Leistungserbringung zu minimieren. Dass Regeln existieren, die dazu dienen sollen, einen interessanten – weil offenen – Wettkampf zwischen ungleich starken Teilnehmerinnen zu ermöglichen und zu diesem Zweck bewusst *ungleiche* Bedingungen schaffen (Handicap im Golf, Materialvorgabe im Schach), kann eher als Sonderfall gelten. Ebenso ein Sonderfall sind kalkulatorische Praktiken, die notgedrungen in Kauf genommene Differenzen in den äußeren Bedingungen rechnerisch auszugleichen versprechen.

Interessant sind hier vor allem neuere Regeln im Skispringen, einem Sport, in dem es – insbesondere windbedingt – offensichtliche und bedeutsame Unterschiede in den Bedingungen der Leistungserbringung gibt (Voigt, 2010; Hahn, 2013). Hier gibt es zum einen den Windfaktor, der, wie

⁸ Allerdings stellen Punktesysteme in Mehrkämpfen im Prinzip solche Vergleichsmöglichkeiten bereit. Sportartübergreifende Vergleiche können behelfsweise auf das große Kommensurierungsmedium Geld zurückgreifen (Knight 2023).

der Name nahelegt, ungleiche Windbedingungen beim Sprung kompensieren soll. Noch radikaler – wenn auch physikalisch einfacher zu bestimmen und weniger umstritten – erscheint jedoch der so genannte *Gatefaktor*. Dieser reagierte auf ein praktisches Problem. Sollte sich während eines laufenden Wertungsdurchgangs herausstellen, dass zu große Weiten erzielt werden, was die Sportlerinnen in einem problematischen Bereich gefährden könnte, muss der Anlauf verkürzt werden. Durch einen kürzeren Anlauf wird die Anlaufgeschwindigkeit verringert, was im Ergebnis wiederum zu geringeren Weiten führt. Vor der Regelinnovation führte nun eine solche Anlaufveränderung notgedrungen dazu, dass Springerinnen, die ihren Sprung bereits absolviert hatten, diesen nun mit kürzerem Anlauf wiederholen mussten, um nicht einen ungerechtfertigten Vorteil zu erhalten, was aber diese andererseits womöglich gerade dadurch benachteiligte. Der Gatefaktor macht solche Wiederholungen überflüssig, indem die Änderungen des Anlaufs rechnerisch kompensiert werden. Zweifellos spielten bei der Einführung des Gatefaktors daher nicht nur Überlegungen zur Fairness, sondern – sporttypisch – gerade auch zur Publikumsattraktivität eine Rolle.

Solche kalkulatorischen Praktiken transformieren die Leistung in eine ziemlich abstrakte Größe, in der bestimmte Voraussetzungen des Geleisteten (aber nicht andere) mitrepräsentiert werden. Freilich geschieht dies in einem Sport, der eine Vielzahl von Besonderheiten aufweist, die diese Praktiken weniger wegen erscheinen lassen: Schon erwähnt wurde der starke Einfluss nicht kontrollierbarer äußerer Bedingungen. Durch die Haltungsnoten war es im Sport bereits vorher etabliert, dass die Leistung in einer Mischgröße besteht und so nichtzwangsläufig die Person mit den weitesten Sprüngen den Wettbewerb gewonnen hat. Durch die sequenzielle und nicht parallele Durchführung der Sprünge wird dieser Sachverhalt weniger sichtbar. Allerdings zitiert die Süddeutsche Zeitung (Hahn, 2013, hier auch die folgenden Stimmen) den österreichischen Skispringer Gregor Schlierenzauer, von den Haltungsnoten offenbar absehend, wie folgt:

»Skispringen ist eine Sportart mit sehr viel Tradition, in der es darum geht, wer am weitesten springen kann[,] [...] das ist eigentlich der Hauptgedanke. Und wenn dann Situationen herauskommen, dass man kürzer springt als ein anderer und trotzdem vor dem ist, dann ist das nicht ganz in Ordnung für mich.«

Schlierenzauers Kritik richtet sich offenbar gegen die wahrgenommene Kontingenz der Kalkulation: »Es kommt irgendein Windfaktor heraus«. Tatsächlich ist die Berechnung problematisch, denn, wie der Konstrukteur des Compensationsmodells Hans-Heini Gasser einräumt: »Man kann nicht die ganze Natur ausmessen und in ein Rechenmodell packen«. Dennoch hält der Springer Tom Hilde die Kompensationsregel für »die beste Regel, die es je gegeben hat[,] [...] weil sie den Wettbewerb fairer macht«.

Auch wenn die Regel umstritten bleibt: Was im Skispringen geschieht, macht darauf aufmerksam, was in vielen anderen Kontexten nicht geschieht. Es macht darauf aufmerksam, welche Möglichkeiten des Vergleichbarma- chens andernorts gerade nicht genutzt werden.

4.1 Kategorien

Eine besonders aufschlussreiche Klasse von Regeln, stellen solche dar, in denen Kategorien des Leistungsvergleichs festgelegt werden, die diesen Vergleich organisieren, aber auch Grenzen der Vergleichbarkeit abbilden und reproduzie- ren.

Leistungsklassen, wie sie zum Beispiel in Ligen-Systemen vorkommen, sind zunächst Instrumente, die Leistungsvergleiche praktisch ermöglichen. Wenn in Sportarten, in denen Leistungsdifferenzen über direkte Konfrontationen zwischen Gegnerinnen ermittelt werden, aus pragmatischen Gründen nicht jede gegen jede antreten kann, ermöglichen Leistungsklassen ein selektiveres Wettkampfgeschehen, das zugleich die Fiktion eines Gesamtvergleichs plausibel aufrechterhalten lässt. Dies nicht in beliebigen Klassen, sondern Leistungsklassen zu tun, erlaubt zudem, spannendere – weil ergebnisoffene – Begegnungen wahrscheinlich zu machen, was zum einen ein Publikumsinteresse befriedigen und zum anderen die Teilnehmerinnen zu Anstrengungen anhalten mag, was wiederum dem Publikumsinteresse zugutekommen sollte.

Die kategoriale Ordnung des Vergleichs ist jedoch nicht auf solche Prakti- kabilität begrenzt, auch der Raum des Zulässigen ist kategorial bestimmt. Nun kann es verschiedene Gründe geben, an kategoriale Eigenschaften geknüpfte Vergleichstabus zu etablieren – beispielsweise kann es aus rassistischen, sexistischen oder klassistischen Motiven heraus darum gehen, bestimmte soziale Interaktionen zu vermeiden. Uns interessieren hier jedoch solche Gründe, die unmittelbar mit Erwartungen an sportliche Leistungsfähigkeit verknüpft sind. Alter, Gewicht, Geschlecht, Beeinträchtigung sind im Sport hochgradig institutionalisierte Dimensionen der kategorialen Schließung,

die in dieser Hinsicht an Plausibilitäten des Alltagswissens anschließen (vgl. Müller, 2006, 2018). Es erscheint alltagsweltlich unfair (vielleicht sogar sinnlos) Leistungsvergleiche über solche kategorialen Grenzen zu betreiben, weil die Voraussetzungen der Leistungserbringung als fundamental unterschiedlich eingeschätzt werden. Durch Regeln werden derartige Vergleiche zumindest im Wettkampfgeschehen selbst vermieden, verhindert, weniger sichtbar gemacht. Allerdings spricht Müller (2006, S. 398) in diesem Zusammenhang von »präsumtiven Leistungsklassen« und verweist damit auf die interessante Ambiguität: Im Unterschied zu den – wie man sie vielleicht nennen kann – overten Leistungsklassen ist es in diesen Fällen geradezu die Voraussetzung eines Vergleichs-Tabus, dass wie selbstverständlich unterstellt wird, der vermiedene Vergleich hätte, wäre er denn praktisch vollzogen worden, Leistungsunterschiede hervorgebracht⁹ – oder besser: vermeintliche Leistungsunterschiede, wenn man die differenziellen Bedingungen der Leistungserbringung mitbedenkt.

Kalkulatorische Lösungen wie im Skispringen scheinen wenig Plausibilität zu haben, um etwa über Geschlechtsunterschiede hinweg Leistungen vergleichbar zu machen.¹⁰ Dabei spielt sicher eine Rolle, dass es im Skispringen um äußere Bedingungen der Leistungserbringung geht, nicht um Voraussetzungen der Person selbst. Von diesen vollständig abzusehen, ist wohl nie das Programm des Sports gewesen. Unvergleichbarkeiten werden nur hochgradig selektiv konstruiert. Dabei sind die Grenzziehungen zwischen den Kategorien prekär und zunehmend strittig, wenn sich die vermeintlich natürlichen Kategorien als brüchig erweisen. Im Hinblick auf Altersjahrgänge ist beispielsweise ein stichtagsabhängiger *relative age effect* in Nachwuchskadern nachgewiesen worden (Musch & Grondin, 2001). Im Hinblick auf Geschlecht ist etwa an die Debatten zu denken, die sich um die intersexuelle Mittelstrecklerin Caster Semenya drehten (Cook & Dworkin, 2013), oder auch an die kontroverse Aufnahme der Olympiateilnahme der transgender Gewichtheberin Laurel Hubbard

-
- 9 Man kann hier in Anschluss an Meyer und Rowan (1977) von einem Mythos sprechen, womit lediglich gemeint sein soll, dass eine Annahme in einem sozialen Kontext un hinterfragt und ungeprüft als wahr geltend unterstellt werden kann. Müller (2009, S. 301–306) spricht mit Bezug auf raunende Erzählungen über – seinerzeit noch stärker verheimlichte – Testspiele zwischen Spitzfußballerinnen und Jugendspielern von »modernen Sportlegenden«.
- 10 Was nicht bedeutet, dass nicht gerechnet würde, um eine etwaige kategoriale Ungleichheit festzustellen.

(Panja & Belson, 2021). Namen wie Oscar Pistorius oder Markus Rehm verbinden sich mit Kontroversen um die Frage, ob behinderte – also vermeintlich benachteiligte – Sportler mit Prothesen *unfaire Vorteile* gegenüber Nichtbehinderten genießen (Müller, 2018). Die Konflikte, die sich hier entfalten, sind als Kontroversen über Fairness im Wettkampfsport gehalten, aber es wäre verfehlt anzunehmen, es ginge hier *nur* um Fairness. Vielmehr werden hier im Sport Auseinandersetzungen über gesellschaftliche Ontologien, Differenzierungen und Wertigkeiten geführt.

Was lässt sich nun gewappnet mit diesen Vorüberlegungen im Feld der Wissenschaft sehen?

5. Leistungswettbewerb in der Wissenschaft

5.1 Reputationswettbewerb

Aus der Sicht der »klassischen« Wissenschaftssoziologie ist Wettbewerb um Reputation konstitutiv für die moderne Wissenschaft (Merton, 1957; Bourdieu, 1975). Die Produktion und Weitergabe von neuem Wissen ist demnach nicht nur normativ durch das wissenschaftliche Ethos (Merton 1942) abgesichert, sondern auch motivational durch die Reputation, die derjenigen winkt, die neue Wissensansprüche mitteilt. Konkurrierende wären hier Wissenschaftlerinnen, die um den Siegpreis der Reputation ringen, der ihnen von der *scientific community* als einer kollektiven Dritten abhängig von der Bewertung wissenschaftlicher Beiträge zugewiesen wird.

Ähnlich wie sich im Sport die Frage stellt, ob es sich beim Wettkampfsport um triadischen Wettbewerb handelt, lässt sich in Zweifel ziehen, ob das »simmelsche« Modell den »klassischen« Reputationswettbewerb wirklich trifft. Denn: Ist Reputation eine knappe Ressource? Brunsson und Wedlin (2021) etwa bezweifeln dies und sehen die Funktion von Rankings nicht zuletzt darin, Reputation zuallererst zu verknappen. Unstrittig sollte die Knappheit allerdings im Prioritätswettbewerb (Merton, 1957) sein, also im Wettbewerb darum, eine wissenschaftliche Entdeckung zuerst gemacht und mitgeteilt zu haben. Der Prioritätswettbewerb ist gewiss nicht in allen Disziplinen gleichermaßen relevant, prägt aber zumindest Teile der Forschung und ist auch in neueren Beiträgen Gegenstand der *science studies* (vgl. etwa aus der ökonomischen Wissenschaftsforschung Hill & Stein, 2022).

So essenziell Reputationswettbewerb für die Wissenschaft sein mag, Wettbewerb ist nicht im gleichen Sinne konstitutiv für die Wissenschaft wie für den Sport. Wissenschaft ist eben nicht das Prozessieren von Leistungsvergleichen, sondern von Wissensansprüchen.

Die Wissenschaftssoziologie hat bereits früh auf Abweichungen vom Ideal des Leistungswettbewerbs im empirischen Reputationswettbewerb aufmerksam gemacht. Zu denken ist hier vor allem an das, was Robert K. Merton (1968) – theologisch eher beliebig¹¹ – *Matthäuseffekt* genannt hat. Wie sich am Beispiel von Mehrfachentdeckungen und Co-Publikationen plausibilisieren lässt, entspricht die Belohnung in der Form der Reputationszuweisung nicht einfach nur der erbrachten wissenschaftlichen Leistung, sondern ist ebenso von der schon bestehenden Reputation abhängig. Daraus folgt zwar nicht zwangsläufig, dass sich Leistung für die Einzelne nicht lohnt, wohl aber dass Wissenschaftlerinnen für die gleiche Leistung *unterschiedlich* belohnt werden. Die Konfliktlagen, die sich um das Phänomen der Mehrfachentdeckung ranken, machen zudem deutlich, dass es nicht lediglich die Entdeckung selbst ist, um die es in der Wissenschaft geht, sondern auch die Anerkennung als Entdeckerin durch die (jeweilige) wissenschaftliche Gemeinschaft, womit diese zur Dritten in Simmels triadischem Model avanciert.

Schon Merton selbst (insbesondere 1988) hat mit dem Begriff Matthäuseffekt unterschiedliche Formen der Vorteilsakkumulation zusammengefasst. Soweit man Leistung nur vom Ergebnis, nicht aber von den Voraussetzungen wissenschaftlicher Arbeit abhängig denkt, spricht Vorteilsakkumulation nicht grundsätzlich gegen das Prinzip des Leistungswettbewerbs. Gleichwohl kann eine zu ausgeprägte Ungleichheit in der Verteilung von Ressourcen dazu führen, dass der Reputationswettbewerb als solcher unterlaufen wird, wie etwa Richard Münch (2014) beklagt.

Dessen ungeachtet hat die wissenschaftssoziologische Ungleichheitsforschung die Bedeutung »nicht-meritokratischer« Kriterien – zu denken ist hier insbesondere an klassische Variablen der Ungleichheitsforschung – für wissenschaftliche Karrieren immer wieder herausgearbeitet, aber durchaus auch problematisiert (Gross & Jungbauer-Gans, 2007; van den Brink & Benschop, 2014; Auspurg et al., 2017; Zimmer, 2021). Bei allen Maßnahmen, die praktisch getroffen werden, um Benachteiligungen zu verhindern: Eine kategoriale Schließung der Vergleichshorizonte findet hier gerade nicht statt. Es erschien (heute) absurd zu fordern, Leistungen von Frauen dürften nicht

11 Vgl. die längliche Fußnote 7, Merton 1988, S. 609.

mit denen von Männern, solche von Akademikerkindern nicht mit denen von Arbeiterkindern verglichen werden. Auch kompensatorische Kalkulationen, etwa die Einführung eines Arbeiterinnenfaktors werden zumindest bislang nicht zur Problembehandlung herangezogen.¹²

5.2 Wettbewerbliche Steuerung

Solche Fragen werden noch bedeutsamer, wenn Wettbewerb gezielt als Steuerungsinstrument eingesetzt wird, wie das in vielen Wissenschafts- und Hochschulsystemen in den letzten Jahrzehnten verstärkt geschehen ist. In Deutschland hat sich seit den 1980er Jahren ein wettbewerbszentrierter wissenschaftspolitischer Diskurs (Meier, 2009), aber eben auch eine verwettbewerbliche politische und universitäre Praxis (Mayer, 2019) etabliert. Je expliziter Wettbewerb als ein bewusst zu Steuerungszwecken eingesetztes Instrument markiert wird, statt als ein inhärentes Merkmal der Wissenschaft gewissermaßen naturalisiert zu werden, desto sichtbarer wird die Kontingenz und desto stärker gerät die konkrete Ausgestaltung des Wettbewerbs potenziell unter Rechtferdigungsdruck.

Schaut man etwa in die Wettbewerbsstellungnahme des Wissenschaftsrats von 1985, die zweifellos ein Schlüsseldokument des frühen deutschen Wettbewerbsdiskurses darstellt, dann sieht man, dass der zu entfaltende Wettbewerb in Wissenschaft und Hochschule deutlich als Leistungswettbewerb imaginiert wurde, ging es doch explizit darum, sicherzustellen, dass diejenigen »belohnt werden, die mehr und Besseres leisten als andere« (Wissenschaftsrat 1985: 7). Daher sollten »knappe Güter materieller oder immaterieller Natur als Leistungsprämien denen zufallen, die sich in der Konkurrenz mit anderen als überlegen erweisen« (Wissenschaftsrat, 1985, S. 7).

Dabei war dann allerdings doch eine kategoriale Schließung der Vergleichshorizonte angelegt, denn es war klar, »daß es sinnvollerweise nur Fächer sein können, die beurteilt werden, nicht ganze Hochschulen« (Wissenschaftsrat, 1985, S. 7).¹³ Auch wenn sich die Lage spätestens mit der Exzellenzinitiative (jetzt -strategie) geändert hat (siehe zu dieser Transformation Meier,

¹² Am nächsten kommen dem Versuche, das »akademische Alter« von Bewerberinnen auf Stellen zu errechnen. Hier kommt es auch zu kategorialen Schließungen im Wettbewerb um »Nachwuchs«-Stellen und in bestimmten Drittmittelprogrammen.

¹³ Zur disziplinären Differenzierung in der Wissenschaft siehe zum Beispiel Stichweh 2013.

2017), bleibt die Vorstellung, dass sich Leistungsvergleiche im Rahmen fachbezogener oder – was das gleiche meint – disziplinärer Horizonte zu bewegen habe, wirkmächtig. Dass »[v]on Agrar- bis Wirtschaftswissenschaften: [a]lle über einen Leisten« geschlagen werden können, ist nicht nur für das Evaluationssystem der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsen (2009), der diese Formulierung entnommen ist, ausgeschlossen. Dabei geht es nicht nur darum, fachspezifische Kriterien anzuwenden, wie es in der normativen Evaluationsforschung etwa auch für metrische Bewertungen breit gefordert wird (zum Beispiel Butler & McAllister, 2011), und fachangehörige oder zumindest fachnahe Evaluatoren zu gewinnen, wie es für Drittmittelwettbewerbe üblich ist, sondern auch die Vergleichsobjekte disziplinär zu wählen.

Werfen wir einen Blick auf ein Zitat aus einem programmatischen Buch des langjährigen Generalsekretärs der Volkswagenstiftung Wilhelm Krull (2017). »In der vermessenen Hochschulwelt«, hier spielt Krull (2017, S. 28) auf den wortspielerischen Titel seines Buches, »Die vermessene Universität«, an,

scheinen zudem Wissenschaftspolitiker wie Hochschulleitungen immer mal wieder zu vergessen, dass man Zitations- und Drittmittelquoten eines Historikers nicht mit denen eines Biochemikers oder Ingenieurs [...] und die Anzahl der Promotionen pro Professur an einer medizinischen Fakultät nicht mit denen an einer philosophischen Fakultät vergleichen kann und soll.

Zunächst fällt auf, dass hier Vergleiche als unmöglich gekennzeichnet werden, die, – soweit die Daten vorliegen – sehr leicht möglich sind. Wie so oft beim »Unvergleichlichen« (vgl. Epple & Erhart 2020) heißt »kann und soll« – offenbar vor allem »soll«. Aber warum soll man nicht? Gibt es nicht Situationen, in denen sich solche Vergleiche als nützlich herausstellen könnten? Offenbar ist hier nicht an den Vergleich als solchen gedacht, sondern an den Vergleich als Leistungsvergleich. Differenzen in den genannten Quoten sollen nicht als Leistungsdifferenzen gelesen werden, jedenfalls nicht dann, wenn damit fachübergreifende Leistungsvergleiche beabsichtigt wären. Eine medizinische Fakultät soll nicht einfach deshalb als besser als eine philosophische Fakultät gelten, weil sie mehr Promotionen aufweist. Hintergrund des konkreten Beispiels sind offensichtlich auch die exzeptionellen Promotionsquoten in der Medizin.

Doch es stellen sich sogleich Folgefragen: Darf man innerhalb der philosophischen Fakultät die Promotionszahlen einer Anglistin mit denen einer Skan-

dinavistin vergleichen? Darf man die Zitations- und/oder Drittmittelquoten einer Zeitgeschichtlerin mit denen einer Mittelalterhistorikerin vergleichen?

Mit Blick auf das Skispringen kann man zudem Fragen: Lässt sich die Vergleichbarkeit zwischen Fächern in Hinblick auf Promotionszahlen, Zitations- und Drittmittelquoten nicht ebenso kalkulatorisch herstellen? Die Antwort ist hier selbstverständlich ja. Scientometrisch ist eine feldspezifische Normalisierung nicht nur möglich, sondern auch naheliegend. Inwiefern derartige Vergleiche in der öffentlichen vergleichenden Leistungsbewertung praktiziert werden und auf Anerkennung rechnen können, ist jedoch eine andere Frage.

Solche Spitzfindigkeiten gehen freilich an den Intentionen des Autors vorbei. An anderer Stelle kritisiert er Rankingkriterien, die »einen klaren Bias Richtung Natur-, Lebens- und Technikwissenschaften aufweisen« (Krull 2017, S. 24) und eine »Imbalance in der Berücksichtigung der verschiedenen Fächerkulturen« (Krull 2017, S. 25) zeigen. Und so ist es »insbesondere die Vernachlässigung der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften« (Krull 2017, S. 25) als dem ganz Anderen der Wissenschaft, um die es hier geht. Das schließt an eine lange Geschichte der Krisendiskurse der Geisteswissenschaften an, die in den 1980er Jahren durch eine Debatte um die forschungspolitische Benachteiligung (zunächst auch: Vernachlässigung) der Geisteswissenschaften belebt wurde (vgl. hierzu auch Röß, i.E.).

In den Nullerjahren entspann sich eine keineswegs auf die Geisteswissenschaften beschränkte aber besonders mit Blick auf sie geführte Debatte um fachspezifische Leistungskriterien (vgl. etwa Lack & Marksches, 2008). Sie mündete in der ambitionierten Initiative der Wissenschaftsrats zu Pilotstudien zu einem Forschingsrating (Wissenschaftsrat 2008). Hier unterzogen Vertreterinnen eines Faches anhand selbstdefinierter und daher als disziplinspezifisch und disziplinenadäquat verstandener Kriterien Forschungseinheiten des jeweiligen Faches einer deutschlandweiten vergleichenden Bewertung in der Form eines – der Name verrät es – Ratings.¹⁴ Vor dem Hintergrund der Debatten um die Geisteswissenschaften entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass es just die erste ausgewählte geisteswissenschaftliche Kandidatin – die Geschichte – war, die sich einer Beteiligung verweigerte (Plumpe, 2009). Letztlich folgte aus den aufwendigen Anstrengungen daraus nicht sehr viel. Jedenfalls wurde das Rating nicht wie angedacht auf Dauer

¹⁴ Zur Form des Ratings siehe Heintz, 2019.

gestellt. Ein großes nationales Evaluationssystem entstand in Deutschland anders als in anderen Ländern nicht.¹⁵

Derlei Aktivitäten belegen zwar, wie stark die Vorstellung, dass Leistungsvergleich in der Wissenschaft disziplinspezifisch zu erfolgen habe, zumindest im deutschen System verankert ist, die genaue Spezifizierung der Disziplinen und ihrer Grenzen ist aber keineswegs klar. Und das nimmt nicht Wunder, denn: »Die deutschen Hochschulen verfügen über ein geradezu beängstigend breites Spektrum an Fachgebieten und Spezialdisziplinen« (Krull, 2017, S. 104).

Doch es ist nicht nur eine Frage der Zahl: In der Tat stellt sich hier ein Kernproblem der normativen Idee disziplinärer Vergleichshorizonte (von der spezifischen Problematik interdisziplinärer Forschung ganz abgesehen): Welche Disziplinen es eigentlich gibt und wie ihre Grenzen genau verlaufen, ist alles andere als selbstverständlich oder konsentiert. Die vielfältigen Klassifikationsschemata, etwa die Fächersystematik der DFG, diejenige des Statistischen Bundesamtes oder der Publikationsdatenbanken, stimmen weder miteinander noch zwangsläufig dem Selbstverständnis der Forschenden überein und sind überdies nicht stabil. Epistemische Kulturen werden ohnehin (Knorr Cetina, 2002) als inkongruent zur Ordnung der Disziplinen gedacht.

Wir sehen also mit dem durch die sportsoziologische Forschung geschärften Blick ganz ähnliche Problemstellungen wie im Sport: Zwar scheint es zumindest den akademisch eingeweihten unmittelbar einsichtig, dass Chemikerinnen ganz anderes arbeiten und anderes leisten als Philosophinnen. Im Einzelnen sind die Grenzziehungen jedoch unklar und strittig. Und damit bleibt auch die Frage der legitimen Vergleichshorizonte notwendig prekär.¹⁶

¹⁵ Als funktionales Äquivalent lässt sich die – freilich als Drittmittelwettbewerb ganz anders funktionierende – Exzellenzinitiative verstehen.

¹⁶ Schließlich bleibt auch das praktische Problem, dass es bei Entscheidungen über Resourcenzuweisungen gar nicht ausbleiben kann, Entscheidungen über Disziplingen Grenzen hinweg zu treffen. Die Bewertungsforschung hat sich in dieser Hinsicht insbesondere mit der Frage auseinandergesetzt, welche Regeln der Fairness interdisziplinär besetzte Gutachtendengremien anleiten. Hierbei ist nicht zuletzt die Bedeutung der Anerkennung disziplinärer Autonomie, fachlicher Expertise und Offenheit für methodologischen Pluralismus herausgearbeitet worden (Lamont et al., 2006; Lamont & Huutoniemi, 2011).

Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Beitrag ging es darum, zu demonstrieren, dass es sich beim Sport um einen instruktiven Fall handelt, aus dem man viel für die Analyse von Wettbewerb lernen kann. Dies gilt insbesondere auch für die normativen Regeln der Angemessenheit, die mit fairem Wettbewerb verbunden werden. Die sportsoziologische Forschung hat hierzu in aufschlussreichen Untersuchungen wertvolle Einsichten gewonnen, an die anzuschließen sich auch für Forschende, die über Wettbewerb in ganz anders gearteten sozialen Kontexten arbeiten, lohnt.

Was als fairer Wettbewerb gelten soll, so die Grundannahme des Beitrags, muss den Kriterien des Leistungswettbewerbs entsprechen, in dem der Wettbewerberfolg der erbrachten Leistung entspricht. In jedem Fall setzen sich Abweichungen von diesem Prinzip normativer Kritik aus. Fairer Wettbewerb setzt dabei aber einen Leistungsvergleich im Rahmen eines als plausibel und legitim erachteten Vergleichshorizonts voraus. Die Regeln des Sports bearbeiten dieses Problem durch vereinheitlichte und vereinheitlichende Regeln, durch kalkulatorische Praktiken, aber auch durch kategoriale Reglementierungen zulässiger Vergleiche. Es würde sich lohnen, systematischer herauszuarbeiten, wo im Sport genau aus welchen Gründen und mit welchen Folgen welche Problembearbeitungen gewählt werden.

Auch der Wettbewerb in der Wissenschaft soll normativ ein Leistungswettbewerb sein, in dem diejenigen »belohnt werden, die mehr und Besseres leisten als andere« (Wissenschaftsrat, 1985, S. 7). Und auch in der Wissenschaft stellt sich das Problem plausibler und legitimer Vergleichshorizonte. Interessant ist hier das Thema Disziplinarität. Es scheint oftmals selbstverständlich, wissenschaftlichen Wettbewerb als Wettbewerb innerhalb disziplinärer Grenzen zu denken. So natürlich es jedoch zu sein scheint, dass es Physikerinnen, Soziologinnen und Amerikanistinnen gibt, so wenig stabil und eindeutig sind disziplinäre Grenzziehungen, so wenig einheitlich und unumstritten sind disziplinäre Klassifikationsschemata. Die Disziplinen der Wissenschaft sind eben anders als Sportarten nicht als distinkte Wettbewerbsfelder angelegt, vielmehr folgen sie, zumindest der Selbstbeschreibung nach, den Dynamiken der wissenschaftlichen Wissensproduktion und -reproduktion. Zudem lassen sich Ressourcenentscheidungen über wie auch immer gezogene fachliche Grenzen hinweg nicht vermeiden. Auch hier spielen Regeln der Angemessenheit in der sozialen Konstruktion von Fairness eine zentrale Rolle. Wie genau und mit welchen Folgen disziplinäre Vergleichshorizonte in wissenschaftli-

che Wettbewerbe eingeschrieben sind, wie sie gegebenenfalls kritisiert und gerechtfertigt werden, gilt es genauer empirisch zu untersuchen.

Der hier eingeschlagene Pfad untersucht Vergleiche, setzt aber auch methodisch auf Vergleiche. Die Soziologie der Bewertung vergleichend anzugehen, ist vielfach gefordert worden (Lamont, 2012). Was hier nur in ersten Sondierungen angedeutet werden konnte, gilt es nun systematisch empirisch durchzuführen. Vergleiche auch über unterschiedliche soziale Felder hinweg anzulegen, erscheint besonders anspruchsvoll, aber auch besonders vielversprechend. Hier wird der Sport sein Anregungspotenzial entfalten.

Literatur

- Arnold, N., & Hasse, R. (2016). Die Organisation von Wertzuschreibungen: Zur Bedeutung von Drittparteien für die Signalisierung moralischer Qualitäten in Märkten. *Berliner Journal für Soziologie*, 26(3-4), 329–351.
- Arora-Jonsson, S., Brunsson, N., & Hasse, R. (2020). Where does competition come from? The role of organization. *Organization Theory*, 1(1). <https://doi.org/10.1177/263178771988997>
- Arora-Jonsson, S., Brunsson, N., & Hasse, R. (2021). A new understanding of competition. In S. Arora-Jonsson, N. Brunsson, R. Hasse & K. Lagerström (Hg.), *Competition. What it is and why it happens* (S. 1–25). Oxford University Press.
- Auspurg, K., Hinz, T., & Schneck, A. (2017). Berufungsverfahren als Turniere: Berufungschancen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. *Zeitschrift für Soziologie*, 46(4), 283–302.
- Bell, D. (1972). Meritocracy and equality. *The public interest*, 29, 29–68.
- Boltanski, L., & Thévenot, L. (2007). Über die Rechtfertigung: Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft. Hamburg: Hamburger Edition.
- Boltanski, L., & Esquerre, A. (2020). Enrichment: A critique of commodities. Cambridge, Medford: polity.
- Bourdieu, P. (1975). The specificity of the scientific field and the social conditions of the progress of reason. *Sociology of Science*, 14(6), 19–47.
- Brunsson, N., & Wedlin, L. (2021). Constructing competition for status: sports and higher education. In S. Arora-Jonsson, N. Brunsson, R. Hasse & K. Lagerström (Hg.), *Competition. What it is and why it happens* (S. 93–111). Oxford University Press.

- Butler, L., & McAllister, I. (2011). Evaluating university research performance using metrics. *European political science*, 10, 44–58.
- Cooky, C., & Dworkin, S. L. (2013). Policing the Boundaries of Sex: A Critical Examination of Gender Verification and the Caster Semenya Controversy, *The Journal of Sex Research*, 50(2), 103–111.
- Epple, A., & Erhart, W. (2020). Practices of comparing: A new research agenda between typological and historical approaches. In A. Epple, W. Erhart & J. Grave (Hg.), *Practices of comparing: Towards a new understanding of a fundamental human practice* (S. 11–38). Bielefeld: Bielefeld University Press.
- Foucault, M. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gross, C., & Jungbauer-Gans, M. (2007). Erfolg durch Leistung? Ein Forschungsüberblick zum Thema Wissenschaftskarrieren. *Soziale Welt*, 58(4), 453–471.
- Hahn, T. (2013, 27. Dezember). Verzwickte Mathematik des Fliegens. *Süddeutsche Zeitung*. <https://www.sueddeutsche.de/sport/technologie-im-skispringen-verzwickte-mathematik-des-fliegens-1.1851305>
- Heintz, B. (2019). Vom Komparativ zum Superlativ: Eine kleine Soziologie der Rangliste. In S. Nicolae, M. Endreß, O. Berli & D. Bischur (Hg.), (Be)Werten. Beiträge zur sozialen Konstruktion von Wertigkeit (S. 45–79). Wiesbaden: Springer VS.
- Hill, R., & Stein, C. (2022). Race to the bottom: Competition and quality in science. Working Paper.
- Jessen, R. (Hg.) (2014). *Konkurrenz in der Geschichte: Praktiken—Werte—Institutionalisierungen*. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Kirchhoff, T. (Hg.). (2015). *Konkurrenz: Historische, strukturelle und normative Perspektiven*. Bielefeld: transcript.
- Knight, B. (2023, 16. Mai). The world's highest-paid athletes. *Forbes*. <https://www.forbes.com/lists/athletes/>
- Knorr Cetina, K. (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kosmützky, A. & Meier, F. (2023): Konkurrieren. Ein Beitrag zur Soziologie des Wettbewerbs. In P.-I. Villa (Hg.), *Polarisierte Welten. Verhandlungen des 41. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2022*. https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2022/article/view/1612

- Krause, M. (2021). Model cases. On canonical research objects and sites. Chicago: University of Chicago Press.
- Krull, W. (2017). Die vermessene Universität. Ziel, Wunsch und Wirklichkeit. Wien: Passagen.
- Lack, E., & Marksches, C. J. (2008). What the hell is quality?: Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften. Campus-Verlag.
- Lamont, M. (2012). Toward a comparative sociology of valuation and evaluation. *Annual review of sociology*, 38, 201–221.
- Lamont M., & Huutoniemi, K. (2011). Comparing customary rules of fairness: evaluative practices in various types of peer review panels. In C. Camic., N. Gross & M. Lamont (Hg.), *Social knowledge in the making* (S. 209–32). Chicago: University of Chicago Press.
- Lamont, M., Mallard, G., & Guetzkow, J. (2006). Beyond blind faith: overcoming the obstacles to interdisciplinary evaluation. *Research Evaluation*, 15(1), 43–55.
- Linton, R. (1936). *The study of man*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Markovits, D. (2020). *The Meritocracy Trap*. Penguin.
- Mayer, A. (2019). Universitäten im Wettbewerb. Deutschland von den 1980er Jahren bis zur Exzellenzinitiative. Stuttgart: Franz Steiner.
- Meier, F. (2009). Die Universität als Akteur. Zum institutionellen Wandel der Hochschulorganisation. Wiesbaden: VS.
- Meier, F. (2017). Die Geburt des Wettbewerbs aus dem Geiste der Planung. Schwerpunktbildung, Ungleichheit und die Erfindung des Sonderforschungsbereichs. In J. Hamann, J. Maeße, V. Gengnagel, A. Hirschfeld (Hg.), *Macht in Wissenschaft und Gesellschaft. Diskurs- und feldanalytische Perspektiven* (S. 191–213). Wiesbaden: Springer VS.
- Meier, F. (i. E.). Competition and valuation in science and higher education. In: A. K. Krüger, T. Peetz & H. Schäfer (Hg.), *The Routledge international handbook of valuation and society*. London: Routledge.
- Meier, F., Peetz, T., & Waibel, D. (2016). Bewertungskonstellationen. Theoretische Überlegungen zur Soziologie der Bewertung. *Berliner Journal für Soziologie*, 26, 307–328.
- Merton, R. K. (1942). Science and Technology in a Democratic Order. *Journal of Legal and Political Sociology* 1: 115–26.
- Merton, R. K. (1957). Priorities in scientific discovery: A chapter in the sociology of science. *American Sociological Review*, 22(6), 635–659.
- Merton, R. K. (1968). The matthew effect in science. *Science*, New Series, 159, 56–63.

- Merton, R. K. (1988). The matthew effect in science, II: Cumulative advantage and the symbolism of intellectual property. *Isis*, 79(4), 606–623.
- Meyer, J. W., & Rowan, B. (1977). Institutionalized organizations: Formal structure as myth and ceremony. *American Journal of Sociology*, 83(2), 340–363.
- Müller, M. (2006). Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der »gender verifications« im Leistungssport. *Zeitschrift für Soziologie*, 35, 392–412.
- Müller, M. (2009). Fußball als Paradoxon der Moderne. Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball. Wiesbaden: VS.
- Müller, M. (2018). Unvergleichbarkeitskonstruktion im Sport. Von Frauen mit Hyperandrogenismus und Männern mit Carbonprothesen. Stefan Hirschauer (Hg.), *Un/doing differences: Praktiken der Humandifferenzierung* (S. 203–233). Weilerswist: Velbrück.
- Münch, R. (2014). Academic capitalism. Universities in the global struggle for excellence. London/New York: Routledge.
- Musch, J., & Grondin, S. (2001). Unequal competition as an impediment to personal development: A review of the relative age effect in sport. *Developmental Review*, 21(2), 147–167.
- Neckel, S. (2001). »Leistung «und »Erfolg « Die symbolische Ordnung der Marktgemeinschaft. In E. Barlösius, H.-P. Müller & S. Sigmund (Hg.), *Gesellschaftsbilder im Umbruch: Soziologische Perspektiven in Deutschland* (S. 245–265). Wiesbaden: VS.
- Panja T., & Belson K. (2021, 31. Juli). Olympics' first openly transgender woman stakes debate on fairness. New York Times. <https://www.nytimes.com/2021/07/31/sports/laurel-hubbard-trans-weight-lifting.html>
- Peetz, T. (2021). Elemente einer Soziologie der Bewertung. In F. Meier & T. Peetz (Hg.), *Organisation und Bewertung* (S. 25–47). Wiesbaden: Springer VS.
- Plumpe, W. (2009, 18. Mai). Qualitätsmessung: W. Plumpe: Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates aus Sicht des Historikerverbandes. H-Soz-Kult. <https://www.hsozkult.de/debate/id/fddebate-132196>
- Preda, A. (2023). Rivalry as a social relationship: conceptualizing the micro-foundations of competition. *Distinktion: Journal of Social Theory*, 24(1), 87–110.
- Rosa, H. (2006). Wettbewerb als Interaktionsmodus. *Leviathan*, 34, 82–104.
- Röß, A. (i. E.). Zur Situation der Geisteswissenschaften im forcierten Hochschulwettbewerb. In: P. Fäßler & R. Pöppinghege (Hg.), *Junge Hochschu-*

- len – Emporkömmlinge zwischen Reform und Beharren? Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Sandel, M. J. (2020). The tyranny of merit. What's become of the common good. Allen Lane.
- Simmel, G. (2013). Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 7. Auflage. Berlin: Duncker & Humblot.
- Sombart, W. (1927). Der moderne Kapitalismus: Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Band 3, Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus—Halbband 2, Der Hergang der hochkapitalistischen Wirtschaft; Die Gesamtwirtschaft. Berlin: Duncker & Humblot.
- Stark, D. (2020). The performance complex. In D. Stark (Hg.), *The performance complex: Competition and competitions in social life* (S. 1–28). Oxford: Oxford University Press.
- Stichweh, R. (1990). Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code. *Sportwissenschaft* 20: 373–389.
- Stichweh, R. (2013). Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Bielefeld: transcript.
- Taylor, J. (2007). Buy Now! Buy Here! The Rise and Fall of the Patriotic Blue Eagle Emblem, 1933–1935. *Essays in Economic & Business History*, 25, 117–130.
- van den Brink, M., & Benschop, Y. (2014). Gender in academic networking: The role of gatekeepers in professorial recruitment. *Journal of Management Studies*, 51(3), 460–492.
- Vatin, F. (2013). Valuation as evaluating and valorizing. *Valuation Studies*, 1(1), 31–50.
- Voigt, B. (2010, 28. Dezember). Den Wind eingerechnet: Neue Regeln bei der Vierschanzentournee. *Tagesspiegel*. <https://www.tagesspiegel.de/sport/nue-regeln-bei-der-vierschanzentournee-6464947.html>
- Waibel, D., Peetz, T., & Meier, F. (2021). Valuation constellations. *Valuation Studies*, 8(1), 33–66.
- Werron, T. (2010). Der Weltsport und sein Publikum. Zur Autonomie und Entstehung des modernen Sports. Weilerswist: Velbrück.
- Werron, T. (2015). Why do we believe in competition? A historical-sociological view of competition as an institutionalized modern imaginary. *Distinktion: Scandinavian Journal of Social Theory*, 16(2), 186–210.

- Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen (2009). Von Agrar- bis Wirtschaftswissenschaften: Alle über einen Leisten. Zur Forschungsevaluation in Niedersachsen und ihren fachspezifischen Kriterien. Hannover: WKN.
- Wissenschaftsrat (1985). Empfehlungen zum Wettbewerb im deutschen Hochschulsystem. Köln.
- Wissenschaftsrat (2008). Pilotstudie Forschungsrating. Empfehlungen und Dokumentation. Köln.
- Young, M. (1958). *The Rise of the meritocracy 1870–2033. An essay on education and equality*. London: Thames and Hudson.
- Zimmer, L. (2021). Bildungsaufstiege in der Wissenschaft. Zur Nicht-Reproduktion sozialer Ungleichheit beim Übergang von der Junior- auf die Lebenszeitprofessur. *Zeitschrift für Soziologie*, 50(6), 415–433.